

(Nachdruck verboten.)

8] Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Magda dachte an das Städtchen, wo sie manchmal hinkam. Die Beamten dort waren fast alle verheiratet. Sollte unter all den Frauen denn nicht eine sein, die sie lieb gewinnen könnte? Einige kannte sie, aber nicht viele. Sollte unter denen, die sie noch nicht kannte, nicht eine sein, die ihr helfen könnte?

Geschehen muß etwas, sonst... sonst... Sie wußte eigentlich noch nicht recht, was sonst geschehen würde. Nur daß es etwas Schreckliches sein würde, das wußte sie.

Sie sah zum Himmel. Grau, grau. Keine Sonne. Nur Wolken.

Glück?...? Sie lächelte wehmütig. Daran dachte sie gar nicht mehr. Sie stand auf, denn sie fing an zu frieren. Es war kalt trotz des bewölkten Himmels, trotz der bleiern stillen Luft.

Sie wandte sich wieder nach Hause.

Plötzlich hielt sie an. Wurde da nicht gesungen? Also doch ein Mensch, der sang! Sie kam näher. Jetzt konnte sie schon unterscheiden, es waren zwei, Mann und Frau, die sangen. Nun hörte sie auch ein dünnes Kinderstimmchen. Aber so in der Nähe klang es gar nicht mehr heiter. Mußte denn selbst das bißchen Singen hier traurig sein? Jetzt konnte sie die Worte deutlich verstehen. Sie kamen aus dem Hause des Bauern, der sie vorhin so freundlich begrüßt hatte:

„Ach Gott und Herr,
wie groß und schwer
sind mein begangne Sünden!
Da ist niemand,
der helfen kann,
in dieser Welt zu finden.“

Sie machte, daß sie weiter kam. Das fehlte noch, solcher Gesang! Und doch, ja, er paßte hier unter die Wolken, in all die Traurigkeit.

Veinabe wären ihr die Thränen gekommen bei der klagenden, fast verzweifelnden Melodie, deren getragene Töne ihr folgten. Die Worte berührten sie nicht.

Magda wollte noch nicht gleich nach Hause, als sie merkte, daß die Leute fertig mit Essen waren, und die Männer die Köpfe aus den Fenstern streckten, nachdem sie sich eine Pfeife angezündet, um so die halbe Stunde zu genießen, die sie noch frei hatten.

Deshalb wandte sie sich, als sie an die Hauptstraße kam, nicht nach links, sondern nach rechts, hier noch ein wenig weiter zu gehen.

Es stand da nur noch ein Haus, denn das Dorf war nicht groß.

Vor dies Haus hatte sich ein kräftiges Weib mit roten, gefunden Waden postiert, die prallen Arme in die starken Hüften gestemmt.

Sie war nicht mehr jung, die Frau Schmidt, sah aber noch gut aus mit den großen, brennenden Augen und der starken Brust. Sie erfreute sich nicht gerade des besten Rufes. Ihr Mann hatte gar keine Gewalt über sie.

Die Frau stand wie fest gemauert vor ihrem Haus und sah Frau Magda aufmerksam an. Diese merkte es gleich. Wollte die Frau sie vielleicht ansprechen? Das wäre ihr gar nicht angenehm gewesen, denn sie kannte deren üblen Ruf.

Frau Schmidt betrachtete sie immer noch ganz ungeniert von oben bis unten, wie abschätzend. Nun blähte sie sich förmlich auf in ihrer gesunden Strammheit. Frau Magda sah, wie sie geringschätzig lächelte. Da wandte sie sich ab und ging die Straße wieder zurück. Frau Schmidt lachte laut und unverschämt hinter ihr her.

Die junge Frau wurde ganz rot. Was sollte das denn? Sie hatte der Frau doch nie etwas gethan, kannte sie persönlich überhaupt nicht.

Jetzt mußte sie doch durch die Straße, wo alle die Menschen an den Fenstern lagen. Es war ihr wie ein Spießrutenlaufen.

Keiner grüßte, keiner rührte sich im geringsten vom Fleck, oder alle musterten sie aufmerksam.

Erst wollte sie ärgerlich werden und sich bei ihrem Mann beschweren. Doch der würde die armen Leute dann gar zu schlecht behandeln, da ließ sie es lieber.

Es lag nichts Freundliches in der Art, wie sie betrachtet wurde. Sie fühlte, es war der Neid, der sie so aus allen Fenstern ansah, der Neid, daß sie gut gekleidet war, spazieren gehen konnte, wann sie wollte und nicht arbeiten mußte.

Jetzt trat einer an die Thür und spuckte ihr fast auf die Nase. Es war gewiß nicht Absicht, dachte sie. Aber nun piff er ihr auch grell in die Ohren. So einen rechten Gassenhauer. Breitbeinig stand er da, die Hände in den Hosentaichen. Er arbeitete erst seit kurzem hier und kam aus Elberfeld.

Endlich zog einer seine Mütze und wünschte guten Tag. Dankbar sah sie auf. Es war der Platzmeister vom Eisenwerk. Von gegenüber kam nun auch ein Gruß aus dem Munde des Formmeisters. Als sie schon die graue Villa vor sich hatte, grüßte sehr devot der Magazinverwalter. Diese drei hatten ihr gutes und auch bequemes Auskommen bei ihrem Manne.

Sie huschte auf ihr Schlafzimmer und legte den Umhang ab.

Was wollten sie nur, diese Schmidt und die andern alle? Und weshalb schämte sie sich geradezu vor diesen Leuten?

Sie fühlte sich mitschuldig an ihrem kümmerlichen, armseligen Leben, das war's. Hätte sie ihnen nicht helfen sollen? Sie wußte ja nicht, wie. Was sollte sie auch ihnen zu Lieb thun? Sie verstand ja nichts. Müde strich sich Magda über die Stirn. Da war sie wieder, immer dieselbe, die alte Resignation.

Aber die Schmidt? Eine freche Person! Weiter wußte sie nichts zu sagen.

Als sie zu Tisch kam, ließ ihr Mann schon gereizt durchs Zimmer. Seine Stiefel knarnten dabei, daß ihr die Ohren weh thaten. Sie wagte aber nicht, etwas zu sagen.

Er sah sie gar nicht an. So hielt er es zunächst immer, wenn er irgend etwas von ihr wollte und doch nicht gleich damit heraustram, weil er meinte, sie wolle es nicht. Er fürchtete sich selbst ein wenig vor seiner Heftigkeit, die dann so leicht losbrach.

Neben ihrem Teller lag ein Brief. Sie wagte nicht, ihn zu lesen, weil sie nicht wußte, ob ihm das im Augenblick recht sein würde. War es das nicht, begann er gleich sich aufzuregen.

Aber sie machte es gerade verkehrt. Er beobachtete sie und wurde immer ärgerlicher, weil sie so „dumm“ dasaß und den Brief nicht las. Er faute an seinem Schnurrbart und wurde immer röter im Gesicht.

„So lies doch endlich!“

Hastig that sie's. Es war eine Einladung der Frau Oberförster im nahen Städtchen für morgen Abend um sechs zum Thee. Wie sich das merkwürdig traf. Vorhin hatte sie sich gerade noch vorgenommen, dort eine Freundin zu suchen.

„Das sag' ich Dir, daß Du hingehst und nicht wieder dumme Ausreden machst! Verstanden?“ fuhr ihr Mann zwischen ihre Gedanken.

„Ja,“ sagte sie leise.

„Thu doch bitte den Mund auf, daß man verstehen kann, was Du willst.“

„Ja,“ sagte sie lauter.

„Es fällt auf, daß Du Dich nirgends mehr sehen läßt. Man redet schon von unglücklicher Ehe und solchem Unsin! Ich merk' es wohl, wenn ich irgendwohin komme. Das wird jetzt anders, verlaß Dich drauf!“

Sie schwieg.

„Oder hast Du was dagegen?“ Seine Augen funkelten sie zornig an.

„Nein,“ erwiderte sie.

„Du wirst also hingehen?“

„Ja. Ganz gern.“

Er war erstaunt. Sie ging selten auf solche Wünsche ein. Er sah sie mißtrauisch an, wie einen Feind.

„Aber ich bitt' mir aus, daß Du kein so larmoyantes Gesicht machst wie oben! Daß Dich alle Welt bedauert um so einen Mann!“

Sie drückte auf die elektrische Klingel. „Wir wollen essen.“

„Ich kann aber nicht, wenn Du diese wehleidige Miene aufsetzt, als ging's zu einem Leichenschmaus!“

Sie bemühte sich, ihrem Gesicht einen andren Ausdruck zu geben.

„Glaubst wohl, Du allein wärst unglücklich? Meinst Du ich wäre glücklich? Er rechte seine mächtige Gestalt. „Meinst Du, mir wär's leicht?“

Gieb mich doch frei, dachte sie, wagte aber natürlich nicht, es laut zu sagen.

„Du, Du, Du machst mich ganz nervös mit Deinem Getöse!“

Seine Stiefel knarrten entsetzlich, daß es der jungen Frau kalt über die Haut lief.

„Aber in der Leute Mänler will ich nicht kommen. Die würden sich nicht wenig freuen, wenn sie mir wenigstens eine unglückliche Ehe anhängen könnten. Sie beneiden mich ja so um mein Geld! Sie sollen nichts merken. Sie sollen mich weiter beneiden, bis sie schwarz werden. Das wenigstens will ich vom Leben hier haben, verstanden?“

„Bitte, seh' Dich endlich, ich kann das Knarren nicht länger hören, es macht mich ganz elend.“

Er setzte sich. Frau Magda stiegen Thränen in die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Tierbehandlung in Kirche, Staat und Schule.

Davon, daß die Intelligenz vieler Tiere, ihre Anhänglichkeit an den Menschen, ihre Liebe für die Jungen, aber auch für andre Tiere von den wenigsten richtig erkannt werden, ist in diesen Blättern öfters die Rede gewesen. Es ist ja ein Zug der Zeit, mit den alten Kisten- und Kastenbegriffen aufzuräumen, in die früher vielfach die Naturdinge eingeschachtelt wurden, und anzuerkennen, daß die Natur überall Uebergänge zeigt. So läßt sich auch die alte Moral in Bezug auf die Tiere, welche von Staat, Schule und Kirche Jahrhunderte hindurch gedankenlos vertreten worden ist, nicht mehr aufrecht erhalten. So lange der Mensch durch eine metaphysische unsterbliche Seele von allen andern Naturdingen sich unterscheiden sollte, so lange man glaubte, daß alle Dinge im Himmel und auf Erden um des Menschen willen vorhanden seien, mochte es angehen, die Tiere gerade so zu betrachten wie die Steine und andre gefühllose Gegenstände. Am naivsten vielleicht hat der Hamburger Ratsherr Brodes im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in seinem neunbändigen Lehrgebäude „Jrdisches Vergnügen in Gott“ den alten anthropozentrischen (den Menschen in den Mittelpunkt stellenden) Standpunkt vertreten. Das Schwein ist nach Brodes dazu auf der Welt, dem Menschen Würste zu liefern, Fabel und Marder haben den Zweck, uns mit Pelzen zu versehen, und daß es außer diesen Tieren auch Illiße giebt, hat in Folgendem seinen Grund: Der Pelz des Illis ist schlechter als der von Fabel und Marder, insulgedessen billiger, und so können denn auch arme Leute sich einen Pelz leisten; das Schaf, das uns durch Fleisch, Wolle, Därme nützt, erfüllt nach Brodes außerdem noch den Zweck, Silber von der Schäferserei zu ermöglichen, und die Affen haben die Bestimmung, uns daran zu erinnern, daß — so wie sie eine Zwischenstufe zwischen den niederen Tieren und dem Menschen bilden — es auch eine Zwischenstufe zwischen dem Menschen und Gott geben müsse, nämlich: die Engel.

So lange solche Anschauungen herrschten, mochte die gewissenloseste Tierquälerei als erlaubt gelten; dazu waren die Tiere da, daß der Mensch nach Gutdünken mit ihnen verfahren könnte. Wir werden anders darüber denken. Nehmen wir das edle Waldwerk. Die kürzlich 70 Jahr alt gewordene Erzählerin Marie v. Ebner Eschenbach, die als östreichische Gräfin die Sitten der vornehmen Stände gar genau kennt, schildert in einem ihrer Romane folgendermaßen ein sportmäßiges Treiben: „Die Treiber begannen ihre Klappern zu rühren. . . Der Kreis wurde immer enger, es wimmelte von Wild. Aus der Erde schien es zu wachsen, erhob sich aus jeder Furche, sprang hinter jeder Scholle hervor, wandte alle seine Finten vergeblich an, stürzte herum im Wahnsinn der Angst, schrie, daß es einen Stein erbarmt hätte — und Jägern Vergnügen machte. Und erst dem Volle! Welchen Feiertag begeht heute das Volk! — Das feigste Tier, das völlig Wehrlose zusammentreiben auf einen Fleck, damit es dort lustig niederknallt werde, nachhelfen mit dem Stod, wenn das Gewehr sein Werk nur halb gethan, tot machen, so recht nach Herzenslust und noch Geld dafür kriegen, das ist ein Gaudium für den armen Mann, und für sein Kind eine Schule, in der es etwas lernen kann. — Der letzte Trieb, der schönste Trieb. Wer hätte das erwartet! Die meisten Herren und alle Damen wurden von einem Rausch ergriffen. Angesichts solcher Massen Wildpreis wird der kaltblütigste Jäger hitzig. Das ABC der Wissenschaft geht ihm ver-

loren; er zielt kaum mehr, klimmert sich nicht darum, ob „das Material“ zu Schanden geschossen wird. — Die Strecke bedeckt sich mit totem, verendendem, verstümmeltem Getier. Es düngt den Boden mit seinem Schweiß; es wird geknickt, erwürgt; die Treiber binden ihm die Hinterläufe zusammen und beladen ihre Stöcke mit der noch zuckenden Beute. — „Gräfin, schauen 's her,“ rief der Graf mit seinem heitersten Lachen. Auf zehn Schritte von ihm hatte ein alter, blinder Hase sich hingepflanzt und machte ein Männchen. Beide Löffel waren ihm abgeschossen, und die Farbe lief über seine erloschenen Lider (Augen). Er wischte sie mit den Vorderläufen langsam ab, schüttelte sich, loste (horchte) nach rechts und nach links, senkte traurig seinen kugelrunden Kopf und sah ungläublich dumm aus.

„Den Gnadenstoß, ich bitte um den Gnadenstoß für ihn“, sprach die Gräfin. Der Graf gab Feuer. — Der Hase lag, und — unweit von ihm der kleine Treiber, der aus vollem Halse schrie und ein Bein in die Höhe streckte.“

Wer möchte glauben, daß der Graf, der einen Moment vorher über den jammervoll verstümmelten Hasen lachen konnte, viel Mitgefühl für die Schmerzen des angeschossenen Knaben habe? Wer konnte überhaupt die ehliche Ueberzeugung haben, daß einer ein grausamer Tierquälender und dabei der wohlwollendste Mensch gegen seine Mitmenschen sein könnte? Es ist im „Vorwärts“ ausführlich der Distanzritte die Vermutung ausgesprochen worden, daß das Verhalten der Distanzritter gegen ihre Pferde nicht ohne Einfluß bleiben werde auf ihr Verhalten gegen ihre Untergebenen. Und ähnliches wird man von den vornehmen Herren sagen dürfen, die in den Luxusbädern dem Taubenschiefen huldigen. Dieser Sport geht folgendermaßen vor sich: Vor dem Schießstande befinden sich Blechkästen, deren Wände nur lose zusammengesügt sind, so daß der Bau zusammenstürzt, sobald an einem daran befestigten Draht gezogen wird; in jedem Blechkasten befindet sich eine Taube, die man meist zuvor durch Ausreißen der Schwanzfedern und Weges der Mundstellen, Blenden auf einem oder beiden Augen, Brechen der Knochen gräßlich verstümmelt hat; diese Verstümmelungen haben den Zweck, die Taube zu verhindern, den ihr natürlichen kreisförmigen Ausflug zu nehmen und sie zu zwingen, geradlinig zu fliegen. Auf ein Kommandowort des Schützen wird an dem Draht gezogen, die verschreckte Taube fliegt auf und der Schütze hat sie so zu treffen, daß sie innerhalb einer Umzäunung zu Boden fällt; sonst gilt der Schuß nicht. Auf diese Weise werden in Ostende und Brüssel allein jährlich etwa 35 000 Tauben getötet.

Wir wollen aber nicht ungerecht sein. Die andren Stände machen es nicht viel besser. Wir haben alle mitangesehen, wie die alten, abgetriebenen Pferde auf den Baumplätzen und auf den Straßen behandelt werden. Manchmal liegt es an dem Arbeitgeber, der seinen Tieren unmögliche Aufgaben stellt, und wir könnten aus diesem Kapitel kuriose Geschichten erzählen. Aber das meiste liegt an der Fuhrleuten und Kutschern. Mit demselben Pferd arbeitet der eine durch bloßen Zuruf und indem er es durch Streicheln belohnt, während der andre es mit Zügel und Peitsche peinigt. Wenn man auf einen Plag kommt, an dem Grund ausgefahren wird, glaubt man im finsternen Mittelalter zu sein. Und nicht anders steht es bei den Bauern auf dem Lande. Sollte man es für möglich halten, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in den meisten Gegenden Deutschlands die Bauern aus dümmem Uberglauben, zum Teil aus Freude am Leiden des Tiers, dem Schwein seinen Betäubungsschlag auf den Kopf geben, sondern es bei vollem Bewußtsein eine halbe Stunde lang zu Tode martern! Und da stehen die Kinder dabei und amüsieren sich; und noch einer steht lachend dabei — der Herr Pfarrer.

Man sollte meinen, das wäre eine Aufgabe für die 46 000 Geistlichen, die wir in Deutschland haben, hier Barmherzigkeit zu verüben. Was thut aber die Kirche? In Spanien ist an manchen Orten eine Kapelle an die Arena angebaut, in der die Stierkämpfe stattfinden, und in dieser Kapelle erhält der Stierkämpfer den Segen der Kirche. Kürzlich war in den Zeitungen zu lesen, daß in Beira (Portugal) ein Stierkampf stattfand zum Besten — einer dort zu bauenden Kirche. Niederbayern, mit die frömmste Gegend von Deutschland, ist zugleich diejenige, in der die Tiere am grausamsten behandelt werden. Wir haben Beispiele, daß ein einziger Geistlicher, der es als seine Aufgabe betrachtete, die Sitten seiner Gemeinde zu verbessern, alle unnötigen Quälereien in seinem Dorf beseitigt hat. Ein solcher Pfarrer hat uns ausführlich geschildert, wie leicht es ihm wurde, in seinem Dorf und sogar in weiterem Umkreise gräßliche Tiermißhandlungen abzustellen.

Die weltlichen Behörden stehen größtenteils auch auf dem Standpunkt, daß einer, der seine Steuern bezahlt und niemand bestiehlt, ein ordentlicher Kerl ist, auch wenn er fühlende Geschöpfe nutzlos grausam peinigt. Der niederbayrische Stationsvorsteher sieht lachend dabei, wenn die Schweine hinterwärts am Schwanz oder an den Ohren in die Höhe gehoben oder mit einem Strick, der um Junge und Unterkiefer gebunden ist, in den Eisenbahnwagen geschafft werden, und der Herr Bezirksamtman sieht auf die andre Seite, wenn auf der Dorfstraße die Bauern auf ihre Weise schlachten, obwohl in Niederbayern wie in den meisten Teilen Deutschlands die Verordnung für die Betäubung aller Tiere vor dem Schlachten — auf dem Papier besteht. Von den im Staat maßgebenden Juristen wird man aber auch gar nicht erwarten, daß sie in einer Sittenfrage die Führung übernehmen; wenn es auf sie anläme, hätten wir heute noch Folter und Sklaverei. Der Fortschritt wird erzwungen durch

die öffentliche Meinung, die sich auf die Dauer nicht durch Gesetzesparagrafen niederhalten läßt.

Die einzige Macht, die in der Tierbehandlung den Schritt aus dem Mittelalter heraus bereits einigermassen gethan hat, ist die Schule. Zwar waren es auch hier nicht die Behörden, die etwa die Behandlung der Tiere zu einem Erziehungsgegenstande gemacht hätten, aber die Lehrer, vorzugsweise die Volksschullehrer, haben eingesehen, daß hier, im erzieherischen Zeile der Pädagogik, eine schreiende Lücke des Lehrplans vorliegt. Es hat sich ein deutscher Lehrer-Tierärztverein gebildet, und dieser giebt jährlich einen Kalender heraus, der so billig ist, daß den meisten Kindern die Anschaffung möglich ist (vom Verlag des Vereins, Berlin S.W., Königsgräberstraße 108 ein Stück franco 10 Pf., hundert Stück nebst zehn Freieremplaren franco 5 M.), und dieser Kalender erscheint schon jetzt in Auflagen von über einer Million. Im gleichen Verlag ist vor einigen Jahren ein Büchlein „Notizen und Zahlen“ erschienen, das im „Vorwärts“ von Dr. Adolf Braun als vorzüglichste kurze Statistik gerühmt wurde und in Arbeiterkreisen weite Verbreitung gefunden hat.

Eine Verwechslung der Jugend ist durch Unterricht in der Tierbehandlung nicht zu befürchten, im Gegenteil: der Lehrer wird die Kinder anweisen, dem leidenden Tier nicht aus dem Weg zu gehen und nötigenfalls selbst Hand anzulegen, um seine Qualen zu verfürzen. Was den Tierchutz in Verruf gebracht hat, das sind die zügellosen Damen mit dem Schoßhund, die von wirklichem Tierchutz, zum Beispiel der Schlachtreform, noch nicht einmal hören wollen; die Damen, die den Wopps überfüttern und das Dienstmädchen hungern lassen; diese Sorte von Tierfreundinnen kümmert sich auch nicht darum, daß die Köchin den lebendigen Krebs den Darm aus dem Leib zieht, den Kaaal lebendig auf den Küchentisch nagelt und ihm dann die Haut abzieht; sie ist nur vernarrt in ihren Wopps. Eine solche Dame ist aber ebensowenig ein Tierfreund, wie einer ein Menschenfreund ist, der in einem einzelnen Menschen vernarrt ist und sich um die Not von Millionen nicht kümmert.

Alexander von Humboldt hat gesagt, nach der Behandlung der Tiere könne man die Kultur eines Volks bemessen. Wenn man diesen Maßstab anlegt, ist es mit unrer vielgepriesenen Kultur nicht weit her. Möchten die deutschen Arbeiter dafür sorgen, daß jeder, der zum Beispiel auf einen Bauplatz kommt, sofort sieht, daß die deutschen Arbeiter mehr Bildung haben, als die vorhin geschilderten Treibjäger, die hohen Laubensdieser und die edlen Spanier mit ihren Stierkämpfen. Denn was heißt Bildung? Man wird später, auf unrer Zeit zurückblickend, finden, daß sie einen sehr einseitigen Maßstab für die Bildung gehabt hat, daß wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts an einer großen Ueberschätzung des bloßen Wissens, der bloßen Kenntnisse gelitten haben. Wer nicht nach der Masse des Wissens und der Größe des Geldsacks die Bildung bemisst, der wird den Arbeiter, der seine Pferde gut behandelt und ihnen ihr in keinem Fall schönes Dasein nach Kräften zu erleichtern sucht, für einen wahrhaft gebildeteren Menschen halten als die vornehmen Herren, die in den Luxusbädern arme Tiere spaßeshalber zu Tode martern. Gewiß hat der Mensch Eigenschaften, die dem Tiere verlag sind und die ihn über das Tier erheben; aber nicht das erhebt ihn über das Tier, daß er auf zwei Beinen geht und schöne Kleider anzieht; das kann ein Affe auch. Nur insofern ist der Mensch ein Mensch, als er menschlich ist. — C.

Kleines Feuilletou.

— Die Launen des Blitzes. Unter diesem Titel liefert der Astronom Camille Flammarion dem „Temps“ einen interessanten Beitrag über die verschiedenen Erscheinungen, in welchen der Blitz zu Tage tritt, und seine unheilvolle und oft recht sonderbare Wirkung auf Menschen, Tiere oder Gegenstände. Durchschnittlich werden in Frankreich jedes Jahr ungefähr hundert Männer und dreißig Frauen durch den Blitz getötet. Das Seine-Departement scheint ziemlich verschont zu bleiben, und in Paris kommen fast nie derartige Unglücksfälle vor. Ohne näher auf das wissenschaftliche Studium dieser Naturerscheinungen einzugehen, zählt Flammarion eine Reihe von Unglücksfällen auf, die unglaublich wären, wenn nicht Augenzeugen sie bestätigt hätten. Am 17. August d. J. wurde ein junger Mann vom Blitz erfaßt und eine Strecke von 60 Meter weit fortgetragen, ohne daß er sich dessen in geringsten bewußt war. Beim Niederfallen gegen die Mauer eines Hauses kam er nur mit einem wunden Knie davon, während 200 Meter von ihm entfernt zwei Klöße von demselben Blitzstrahl getötet wurden und eine andre einen Beinbruch zu erfahren hatte. Einige Tage nachher wurde ein Schäfer getroffen und augenblicklich carbonisiert. Meistens trifft der Blitz Leute, die unter Bäumen Schutz suchen. So hatten sich zum Beispiel drei Soldaten unter eine Linde geflüchtet; alle drei wurden in aufrechter Stellung erschlagen, welche sie nach dem Tode beibehielten; als man sie berührte, fielen sie pulverisiert zu Asche zusammen. Ueberhaupt hat man wahrgenommen, daß die vom Blitz Getroffenen gewöhnlich in derselben Stellung verharren, welche sie vorher eingenommen. Ein Schnitter, der seinem Hunde ein Stück Brot reichete, wurde in dieser Haltung tot aufgefunden. Ein unter einem Baum vom Blitz erschlagener Mann blieb aufrecht stehen und seine Kleider verbrannten an seinem Leichnam. Doch nicht alle Fälle sind

so tragisch, einige sind sogar komischer Art. Vor einigen Wochen wurden z. B. zwei Bauern, die sich zum Frühstück hinsetzten, Brot, Käse und Obst, das sie auf den Tisch gelegt hatten, vor der Nase weggeschnappt, die Flaschen umgeworfen und sie selbst ganz mit Stroh bedeckt. Ein Meister wurde in Nantes vom Blitz eingekühlt, blieb aber unbeschädigt. In seiner Geldbörse hatte er zwei Silberstücke und ein Goldstück. Als er nach Hause kam, fand er an Stelle des Goldstücks ein Silberstück. Der Blitz hatte nämlich wie durch einen galvanoplastischen Prozeß das Gold durch das Leder hindurch mittels der beiden andren Goldstücke verflücht. In andren Fällen kam es vor, daß goldne Uhrketten, Ohrringe durch den Blitz geschmolzen und gewöhnlich ganz umgestaltet wurden, während die Träger ganz unverfehrt blieben. Dies ist um so merkwürdiger, als die Schmelzhitze für das Gold 1030 Grad, für das Silber 954 Grad und für das Kupfer 940 Grad beträgt. Einer Dame wurde vom Blitz der Strumpf verbrannt, sie jedoch erhielt nicht die geringste Verletzung. Dasselbe begegnete einem jungen Fassbinder, dem die Stiefel und das Futter seines Beinleids verbrannten. Oft werden den Leuten Gegenstände aus der Hand gerissen und fortgeschleudert, wie einem jungen Mädchen die Schere, einem Hirten das Taschentuch, einem Schnitter die Sense. In einer Hütte drang der Blitz durch den Rauchfang ein, stieß den Fleischtopf mit Dedel in die Mitte der Küche und nahm den Schlüssel aus dem Schloß. Es kommt auch nicht selten vor, daß der Blitz in Kirchen einschlägt und daß Priester am Altar davon getroffen werden. In Dancs erschlug der Blitz im Juni 1867 mehrere Personen, warf die Monstranz um und „stahl“ die Hostie. Zuweilen kommt der Blitz auch in Gestalt von Feuerkugeln vor. So geschah es einmal in Venqnon (Deux-Sèvres), daß eine solche Kugel von der Größe eines Apfels auf der Spitze einer Pappel erschien, von Zweig zu Zweig hüpfte, auf dem Boden ankam und bis in den Hof eines Bauernguts rollte, wo sich zwei Kinder vor einer Stallthüre aufhielten. Das eine trat aus Keugierde darauf, und die Kugel zerplatzte mit einem ungeheuren Knall, der die Mauern des Gehöfts erschütterte. Die Kinder wurden zu Boden geworfen, blieben aber unverfehrt, während der Blitz elf Stück Vieh im Stalle tötete. Manchmal kommt es vor, daß Leuten die Kleider auf dem Leibe durch den Blitz ganz zerfehrt werden, ohne daß sie selbst Schaden nehmen. Eines Tags wiederum schleppte der Blitz eine Heugabel 50 Meter weit; als man sie fand, waren die Zinken mit wunderbarer Genauigkeit wie Korzfieher gewunden. Der Draht eines Huts ist geschmolzen, indes das ihn umwidelnde graue Papier unversehrt blieb. Dieselbe Beobachtung machte man auch an Handschuhen; die Hände waren verbrannt, die Handschuhe nicht. Goldene Uhren und andre Gegenstände wurden durch den Blitz nicht nur geschmolzen, sondern klein zerstampft. Ein geladenes Gewehr, das der Blitz traf, wurde in seinen Metallteilen und der darin befindlichen Kugel geschmolzen, das Pulver aber nicht entzündet. In einem Ballsaale blies der Blitz alle Wachsterzen aus und an die Stelle des Lichts trat ein dichter, überriechender Qualm. Auf der Präfektur in Lyon zündete der Blitz hingegen vor einigen Jahren alle elektrischen Lampen an. —

— Nach der Ablösung. Ueber die Fortschritte der Arbeiten am Albulaa-Tunnel berichtet die „Allgemeine Schweizer-Zeitung“: „Es scheint, daß der Granit bei der jetzigen Technik der Bohrungen keine bedeutenden Schwierigkeiten mehr macht. Diese sind, nach den Berichten zu schließen, viel eher bei den schwächeren und weichen Gesteinarten zu treffen. Wo z. B. in Tuffbildungen Sand ausgespült wird oder wo man bei weichen Steinbrüchen sich des Wassers fast nicht erwehren kann, und Verzimmerungen oder Paralleltollen notwendig werden, da seufzen Arbeiter und Ingenieure. Bei allen Schutzvorrichtungen und Vorsichtsmaßregeln für das Leben und die Gesundheit der Arbeiter müssen diese doch ein großes Risiko für ihre Kräfte selber tragen. Bei vielen zeigen sich die Folgen erst, wenn die Arbeit längst fertig ist. Man muß einmal dabei gewesen sein, wenn die im Tunnel beschäftigten Italiener abgelöst werden. Müde, bleich, oft zitternd, alle bis auf die Haut durchnäßt, so steigen sie aus der Tiefe des Tunnels ans Tageslicht. Wahrlieh, es will etwas heißen, sechs Stunden ununterbrochen mit kurzen Pausen da drinnen bei mattem Licht in Rässe und Kälte sich anzustrengen. Fast wehmütig mutet uns das Singen derer an, die eben im Begriff stehen, sich derselben Strapaze zu unterziehen. Ist es doch, als wollten sie sich durch frischen Gesang Mut machen, ans gefahrdrohende Werk zu gehen. Wo und wann man es sieht, dieses Arbeitervolk — ein Stück Poesie und Lebenshoffnung begleitet es immer, und wäre es auch nur in wenigen, zum tausendstenmal wiederholten Liedern.“ —

Medizinisches.

t. Künstliche Malaria durch Moskitoische. Von keiner Krankheit, vielleicht mit Ausnahme der Pest, ist in den letzten Monaten so viel die Rede gewesen, wie von der Malaria. Die Thatsache, daß die kleinen Moskitos mit ihren Stacheln den Keim der Malaria auf den Menschen übertragen, ist sicher eine der wunderbarsten Entdeckungen der letzten Zeit, man brauchte aber nicht wieder und wieder davon zu sprechen, wenn nicht jetzt der allermerkwürdigste Beleg und eigentlich zum erstemal der unumstößliche Beweis für die Wichtigkeit dieser bisher nur als Wahrscheinlichkeit zu bezeichnenden Annahme erbracht worden wäre. Ein in Fachkreisen wohlbekannter Londoner Arzt, Dr. Manson, hat nichts Geringeres geplant und ausgeführt, als Moskitos, die in Italien mit Malaria

keinen angesteckt worden waren, nach London kommen, dort, wo nie ein Malariafall vorkommt, einen Menschen stechen zu lassen und die Folgen zu beobachten. Dr. Manson setzte sich in Verbindung mit einigen italienischen Forschern, die ihm eine größere Zahl von Moskitos, die vorher mit dem Blut von Malariafranken gefüttert worden waren, in besonders hergestellten Netzfäßen nach London schickten. Die Post wurde besonders auf diese merkwürdigen Sendungen aufmerksam gemacht, so daß sie im Verlauf von 48 Stunden an ihren Bestimmungsort anlangten. Trotzdem vertrat allerdings nur ein kleiner Teil der Insekten die weite Reise. Es handelte sich nun darum, einen anopferungsfähigen Menschen zu finden, der sich freiwillig zu dem eigenartigen Versuch hergab, und es erklärte sich der Sohn von Dr. Manson dazu bereit. Er ließ sich von den aus Italien genommenen Moskitos stechen, zunächst längere Zeit ohne jeden Erfolg, schließlich aber wurde er in der That krank. Er verfiel in ein Fieber mit starken Kopfschmerzen und allen andern Anzeichen der Malaria, jedoch konnten die Malariakeime im Blut in den ersten Tagen nicht nachgewiesen werden; schließlich aber wurde der Beweis der Ansteckung entgültig erbracht, indem sich am 4. Tage im Blut die eigentümlichen, nicht zu verklebenden Parasiten zeigten. Auch die andern Merkmale z. B. die Schwellung der Milz, wie sie bei der Malaria gewöhnlich eintritt, waren zu beobachten. Der Zweck war also vollkommen erreicht, und glücklicherweise konnte diese klinische Malaria durch Anwendung von Chinin in wenigen Tagen wieder geheilt werden. Damit ist nun die Thatsache über jeden Zweifel hinausgehoben, daß die Moskitos den Malariakeim aus dem Blute des Menschen in ihren eignen Körper aufnehmen und mit dem Gift ihres Stachels auch wieder auf andre Menschen zu übertragen vermögen. Die Bedeutung dieser Entdeckung ist auch bereits praktisch festgestellt worden. Zwei andre englische Aerzte nebst einigen Italienern haben in den letzten Wochen in der schlimmsten Malariazone an der Tibermündung in einer offenen Hütte viele Tage lang geschlafen, nur mit dem Schutz, daß der Zugang zu diesem einfachen Hause durch ein dichtes Netz gegen das Eindringen von Moskitos geschützt war. Während die in der Umgebung beschäftigten Arbeiter und die spärliche Bevölkerung während derselben Zeit fast durchweg durch Malariaanfalle zu leiden hatten, blieben die Insassen der Hütte vollkommen verschont. Sie hatten keine weitere Vorsichtsmaßregel benutzt, als daß sie stets mit Sonnenuntergang in die durch das Netz geschützte Behausung hinein gingen und sie erst nach Sonnenaufgang wieder verließen. Derselben Erfolge sind übrigens auch in Afrika in einer berüchtigten Malariazone durch englische Aerzte erzielt worden. Damit ist ein äußerst wertvoller Fingerzeig zu einem Verhalten gegeben worden, durch das sich der Europäer in Malaria-gegenden vor dieser Krankheit schützen kann. Wenn er auch den Moskitostischen nicht ganz sollte entgehen können, da ein Gang ins Freie während der Nacht nicht unter allen Umständen unterlassen werden kann, so wird doch die Ansteckungsgefahr unendlich viel geringer sein, wenn die Schlafstätten stets durch moskitosichere Netze gegen das Freie abgesperrt werden. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— **Leguminosenbrot.** Dr. A. Fanto-Wien hat Versuche gemacht, angesichts des hohen Eiweißgehalts der Erbsen, Bohnen und Linien sie zur Brotbereitung auszunutzen, indem er den Leguminosenmehlen Weizenkleber zuzusetzte. Weizenkleber kann gewonnen werden durch Anrühren von Weizenmehl mit Wasser und Ankneten in Tüchern oder Centrifugieren, wobei das Stärkemehl durch die Filtertücher geht, während der did aufgequollene Kleber zurückbleibt. Dieser frisch ausgewaschene Kleber, der in feuchtem Zustande sehr leicht der Fäulnis unterliegt, trocknet, wie Dr. Fanto in der „Zeitschrift für angewandte Chemie“ mitteilt, in nicht zu dicken Schichten bei einer Temperatur von 40 bis 45 Grad Celsius im Vacuum in ganz kurzer Zeit zu einer gelblichen, glasartigen und spröden Masse ein, die sich leicht pulvern läßt und von unbegrenzter Haltbarkeit ist. Der Kleber verliert durch diese Behandlung nichts von seiner Quellungsfähigkeit. Durch Zuzusetzen von 4 bis 5 Proz. dieses Klebers zu Weizenmehl, welches wegen seiner hellen Farbe in erster Linie zu den Versuchen herangezogen wurde, wird dasselbe backfähig und liefert nach dem Backen ein Brot von tadelloser Beschaffenheit. Der an sich schon hohe Eiweißgehalt der Leguminosen wird dadurch noch vermehrt. Bei einem Weizenbrot z. B., das aus einem Mehl von 22,2 Proz. Eiweißgehalt durch Zuzusetzen von 4 Proz. des getrockneten rohen Klebers hergestellt wurde, war der Eiweißgehalt auf 24,45 Proz. gestiegen. Der hierzu verwendete Kleber erhielt noch Stärke beigemischt. Werden solche Leguminosenbrote mittels Hefe hergestellt, so schmecken sie fade, leer und süßlich. Wird statt Hefe Sauerteig verwendet und setzt man eine ganz geringe Quantität von Kümmel, Fenchel oder Anis, als Geschmacksstörigens, dem Teig zu, so resultiert ein wohl-schmeckendes Brot, dessen Geschmack nicht wesentlich von dem der Cerealienbrote abweicht. Daß sich Gemische von mit Kleber versetzten Leguminosenmehlen mit Cerealienmehlen gut verbacken lassen, hält Fanto für selbstverständlich. — („Techn. Mundsch.“)

Astronomisches.

en. Vom Planeten Eros. Es giebt keinen Himmelskörper, der den Astronomen gegenwärtig mehr zu schaffen machte, als der merkwürdige Planet, der von Dr. Witt in Berlin vor etwa

zwei Jahren aufgefunden und später auf den Namen des Liebesgottes Eros getauft wurde. Der berühmteste Astronom jenseits des Oceans, Professor Simon Newcomb, hat kürzlich einen ausführlichen Vortrag vor der Astronomischen und Astrophysikalischen Gesellschaft von Amerika über diesen Eros gehalten und eine geradezu erregte Erörterung unter den anwesenden Fachgenossen hervorgerufen. Der kleine Planet nimmt unter seinesgleichen dadurch eine einzigartige Stellung ein, daß er nicht wie die übrigen Asteroiden sich lediglich in dem Himmelsraum zwischen den Bahnen des Jupiter und des Mars bewegt, sondern gelegentlich der Erde näher kommt als selbst der Mars. Wegen dieser Eigenschaft machte die Entdeckung des Planeten seiner Zeit so großes Aufsehen. Was thun nun die Astronomen, wenn ein neuer kleiner Planet entdeckt ist? Sie beobachten ihn, so genau und so oft es möglich ist, und versuchen seine Bahn um die Sonne zu bestimmen. Wenn die Berechnung der Bahn mit genügender Schärfe gelingt, so kann es nicht schwer sein, den Planeten wieder aufzufinden, sobald er der Erde nahe genug kommt, um von dem Fernrohr oder von dem geheimnisvollen Auge der photographischen Platte erreicht zu werden. Auf das „Wem“ kommt nun aber selbstverständlich das „Aber“. Die Berechnung einer Planetenbahn während einer einzigen Erdnähe des Gestirns hat seine großen Schwierigkeiten, zumal wenn dieses sich mit einer solchen Geschwindigkeit bewegt wie der Planet Eros. Daher können die Astronomen auch nicht voraussagen, daß sie dessen Bahn nach den Erfahrungen der damaligen erten Beobachtungen kennen. Nur wird seit Wochen auf die Rückkehr des Eros gewartet, auf jeden Tag seine Stellung am Himmel nach der vorhandenen Kenntnis berechnet, oft genug das Fernrohr, wohl auch die photographische Platte auf die betreffende Himmelsgegend gerichtet, aber bisher ist alles vergeblich gewesen — die Sache stimmt nicht, der Planet steht nicht an der Stelle, wo er der Berechnung nach stehen sollte. Gerade wegen der eigenartigen Stellung des Eros unter den Planeten wird dieses Mißgeschick vor den Astronomen besonders unangenehm empfunden. Man hat große Erwartungen gerade auf diesen Neuling im Sternatalog gesetzt. Professor Newcomb hat mit großem Scharfsinn auseinander gesetzt, wie durch Beobachtung dieses Planeten vor zwei weit auseinanderliegenden Erdpunkten aus, am besten gleichzeitig von den Sternwarten in Helsingfors (Finnland) und Arequipa (Peru), der Wert der Sonnenparallaxe und damit die Entfernung der Sonne von der Erde mit einer bisher unerreichten Genauigkeit bestimmt werden könnte. Da auch sonst der Eros zu den interessantesten Planeten gehört, so ist seine Sprödigkeit recht zu bedauern. —

Humoristisches.

— Auf der Hochzeitsreise. Postillon (sich umwendend zu einem sich beständig küßenden Hochzeitsreise-Paar): „Witt schön, meine Köffer glauben alleweil, i schmalz mit der Jung. Wenn S' net aufhören, gengen i' durch.“ —

— Voshaft. A.: „Wer war der Herr, der eben so freundlich mit Dir sprach?“

Dichterling: „Der Redacteur, dem ich vor acht Tagen Gedichte eingeschickt.“

A.: „Wußt der rasch vergessen können!“ —

— Auch ein Beweis. „Was, Du Bindbeutel hoffst, Dich mit Erfolg um einen Vertrauensposten bewerben zu können?“

„Warum nicht? Ich habe achtzigtausend Mark Schulden, das zeigt doch, welches Vertrauen die Leute mir entgegenbringen.“ —

(Megg. Hum. Bl.)

Notizen.

— Die Secessions-Vühne veranstaltet in der nächsten Woche einen Einakter-Abend. Gegeben werden: „Die Bildschmizer“ von Carl Schönherr, „Dahem“ (Interieur) von Maurice Maeterlind und die Grottesque „Der Vär“ von Anton Tschekow. —

— Mary Möllers „Totentanz“ wurde im Hamburger Deutschen Schauspielhaus beifällig aufgenommen. —

c. Aus dem Etat einer großen Zeitung. Dr. Morrison, der bekannte Korrespondent der „Times“ in Peking hat seit dem Beginn der chinesischen Wirren mehr als 200 000 Mark für Telegramme ausgeben; die Depeschen desselben Blattes aus Schanghai, Tientsin und Tokio haben mehr als 250 000 Mark gekostet. —

— Der milde Herbst, schreibt das „Inzerner Tagblatt“, zeitigt wahre Wunder in der Natur. Erdbeer- und Heidelbeersträucher mit reifen Früchten und gleichzeitig neuen Blüten finden sich fast überall an sonnigen Lagen. Geradezu merkwürdig aber ist die reichhaltige Flora, die der unvergleichlich schöne Herbstmonat hervorgezaubert hat. Die reichhaltigen Blumensträuße, welche dormalen in Feld und Wald gesammelt werden, mahnen recht eigentlich an die Frühjahrszeit. —

— Bei der geologischen und bergmännischen Aufnahme in der alten Ochofer-Höhle (Nähren) wurde eine neue 400 Meter lange Erbsteinergrotte entdeckt. —